

Gedanken zur Pflege des konfessionellen Friedens.

Festrede zum 27. Januar 1910.

Von Oberlehrer Dr. Michael Gerhard.

Verehrte Festversammlung!

Liebe Schüler!

Jerusalem und vielleicht viele Hundert Pilger aus deutschen Gauen werden im April dieses Jahres Zeugen eines gar seltenen und hochbedeutsamen Ereignisses sein: in Gegenwart des zweiten Kaisersohnes, des Prinzen Eitel Friedrich, und seiner Gemahlin sollen nämlich zwei deutsche Kirchen eingeweiht werden, am 9. April die protestantische Himmelfahrtskirche der Auguste-Viktoria-Stiftung auf dem Oelberg und am 10. April die katholische Marienkirche auf der Dormition südlich von Jerusalem. Die Vorgeschichte dieses doppelten Freudentages lenkt heute, am Geburtstage Sr. Majestät unseres Kaisers und Königs, den Blick in rückschauender Betrachtung auf die Ereignisse der denkwürdigen Oktobertage 1898, wo unser Kaiser Wilhelm II. mit seiner erlauchten Gemahlin an denselben heiligen Stätten stand und durch seine Gewogenheit uns die kommenden Festtage ermöglichte. Wie damals so begegnen sich auch in diesem Jahre auf dem allen Christen gemeinsamen und gleich heiligen Boden Jerusalems die beiden grossen Konfessionen unseres Vaterlandes, von denen die eine das kaiserliche Haus zu seinen treuesten Bekennern zählt, und die andere den Bauplatz zu der jetzt fertigen Kirche und somit den frohen Tag nur kaiserlicher Huld verdankt.

Indem ich als Festredner des heutigen Tages mich meines ehrenvollen Auftrages entledigen will, möchte ich Sie bitten, den Zeiger der Weltenuhr um beinahe zwölf Jahre zurückzudrehen und mit mir im Geiste eine Pilgerfahrt ins Heilige Land zu unternehmen, um zu sehen, was unser Kaiser hier getan hat, um zu hören, was er gesagt hat. Alsdann wollen wir von der weltbeherrschenden Höhe des Kalvarienberges aus unsern sinnenden Blick über Meer und Länder schweifen lassen, hin zum lieben Vaterlande, dem der Friede zwischen den beiden grossen Konfessionen so bitter nötig ist, und hier auf dieser hohen Warte, im Schatten des Kreuzes, die so überaus wichtige Frage zu beantworten suchen: Was können wir zur Herbeiführung des konfessionellen Friedens tun?

Das heilige Land, so wird mit Vorzug Palästina genannt, hat seit den Zeiten der Patriarchen nicht nur für die Christen und Juden, sondern für jeden denkenden und einigermaßen historisch gebildeten Menschen ein ganz besonderes Interesse. Ist

es denn nicht merkwürdig, dass in dem engen Rahmen eines Ländchens, das mit seiner etwa 28000 qkm grossen Fläche ungefähr die Grösse der Rheinprovinz hat, sich die wichtigsten Ereignisse abspielten, die keinen Menschen gleichgültig lassen können, ob er ihnen nun in Liebe oder in Hass gegenübersteht? Hier wirkte drei Jahre lang — was sind drei Jahre in einem Menschenleben? — Jesus von Nazareth, nach dessen unsagbar ärmlicher Geburt Freund und Feind ihre Jahre zählen, dessen vielgeschmähetes Zeichen nun die Krone der mächtigsten Monarchen sowohl wie auch, von Mutterhand gezeichnet, die Stirn des kleinen Kindes schmückt, von dem auf ungezählte Tausende von Armen, Kranken und Sterbenden Licht, Trost und Freude floss. Wir sehen in Palästina das Land, das von Natur aus dazu geschaffen war, den wahren Gottesglauben und frohe Messias Hoffnung zu bewahren, in dem der Heiland sein kurzes Leben verbrachte, wo er seine Kirche gründete, von wo schliesslich das Christentum seinen Siegeslauf durch die ganze Welt antrat. Eingekeilt zwischen den grossen Kulturkreisen der alten Welt, dem assyrisch-babylonischen, dem aegyptischen und dem griechisch-römischen, liegt es weltabgeschlossen und weltaufgeschlossen auf der Schwelle von drei Erdteilen, Asien, Afrika und Europa, von denen das letztere nach einem schönen Worte Bischofs Keppler von Rottenburg in der Balkan- und Apennin-Halbinsel gleichsam zwei Hände ausstreckt, um Licht und Heil aus dem Orient zu empfangen.

Hier landete am 25. Oktober 1898 unser erlauchtes Kaiserpaar, um mit opferbereiter Standhaftigkeit — wehte doch fast während der ganzen Zeit ein glühendheisser Sirocco mit einer Hitze von 39° C im Schatten — den Spuren des Erlösers zu folgen und um dann der Einweihung der Erlöserkirche beizuwohnen. Am Schlusse der Einweihungsfeierlichkeit schritt unser Kaiser, ohne dass jemand es erwartete oder daran dachte, durch die Kirche bis zum Altar, beugte sich dort tief zu langem, stillem Gebet, erhob sich und wandte sich zur Gemeinde. Man glaubt dem Augenzeugen und Bericht-erstatte gern, dass es ein „herrlicher, unvergesslicher Anblick“ war, als der Kaiser, die Brust vom goldenen Kürass umpanzert, in heiligem Ernst mit klangvoller Stimme ein herrliches Glaubensbekenntnis an Christus den Gekreuzigten ablegte. In seiner Ansprache, die ein Meisterwerk edler Rede ist, sagte er unter anderm: „Mit der werbenden Kraft dienender Liebe sollen hier die Herzen zu dem geführt werden, in dem allein das geängstigte Menschenherz Heil, Ruhe und Frieden findet für die Zeit und Ewigkeit Jerusalem, die hochgebaute Stadt, in der unsere Füsse stehen, ruft die Erinnerung wach an die gewaltige Erlösungstat unseres Herrn und Heilandes. Die welt-erneuernde Kraft des von hier ausgegangenen Evangeliums treibt uns an, ihm nachzu-folgen, sie mahnt uns in glaubensvollem Aufblick zu dem, der für uns am Kreuze gestorben, zu christlicher Duldung, zur Betätigung selbstloser Nächstenliebe an allen Menschen Was die germanischen Völker geworden sind, das sind sie geworden unter dem Panier des Kreuzes auf Golgatha . . . Nicht Glanz, nicht Macht, nicht Ruhm, nicht Ehre, nicht irdisches Gut ist es, was wir hier suchen: wir lechzen, flehen und ringen allein nach dem einen, dem höchsten Gute, dem Heil unserer Seelen. Und wie ich das Gelübde meiner in Gott ruhenden Vorfahren „Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen!“ an diesem feierlichen Tage wiederhole, so fordere ich Sie alle auf zu gleichem Gelöbniß. Jeder Sorge in seinem Stande und Berufe, dass alle, welche den Namen des gekreuzigten Herrn tragen, in dem Zeichen dieses hochgelobten Namens ihren Wandel führen zum Siege über alle aus der Sünde und der Selbstsucht stammenden finsternen Mächte“¹⁾

¹⁾ L. Schneller »Die Kaiserfahrt durch's Heilige Land«, Leipzig 1900, S. 136 ff.

Verehrte Festgenossen, es könnte den Eindruck dieser Worte nur abschwächen, wollte man etwas zur Erklärung hinzufügen. Was der lateinische Patriarch von der ganzen Kaiserreise sagte, gilt besonders von dieser Rede: sie war „eine Tat der Frömmigkeit, die aller Bewunderung erregte und deren erhabenes Beispiel in dieser Zeit religiöser Gleichgültigkeit nicht ohne glückliche Folgen für das Ansehen des christlichen Namens bleiben wird.“²⁾ Auch müssen wir freudig dem angesehensten katholischen Blatte Deutschlands zustimmen, das von der Kundgebung des Kaisers in der Erlöserkirche bewundernd schrieb: „Inmitten der Zweifelsucht und der Glaubenslosigkeit weiter Kreise Europas sind diese harmonischen Töne des religiösen Sinnes ein grosses Glaubensbekenntnis, eine offene Herausforderung an die Zwerge des Unglaubens.“ Verehrte Festversammlung, zu einer Zeit, wo mannhaftes Bekenntnis zu religiösen Idealen so selten ist, wo es vielfach für unfein gilt, in Gesellschaft von Religion und Christentum zu sprechen, wo man schüchtern, verlegen, mit der Sprache stockend wird, wenn die Rede auf Uebernatürliches kommt, in einer Zeit, wo man nicht selten nur noch ein rein äusserliches, innerlich völlig schwindsüchtiges Christentum mechanisch beibehält, in einer Zeit endlich, wo so mancher Christ sich von skrupellosen Meistern ungläubiger Phrasen einschüchtern lässt, müssen wir unserem Kaiser dankbar sein für sein mannhaftes Bekenntnis. Besonders eurentwegen, liebe Schüler, sind wir Sr. Majestät dankbar. Von gewisser Seite will man die Religion aus dem Unterrichtsbetrieb wie einen Fremdkörper hinaus schaffen. An ihre Stelle soll dann irgend ein Surrogat, besonders der Sport in jeglicher Form treten. Gewiss, wir geben dem Sport seine richtige Schätzung. Ich selbst zähle so manche Stunde, die ich dem Schwimmen, Rudern, Turnen und Wandern gewidmet habe, zu den schönsten meiner Jugend- und Studentenzeit. Aber, lassen Sie es mich heute bei dieser feierlichen Gelegenheit aussprechen, und mögt ihr, liebe Schüler, es beherzigen euer Leben lang: „Was nützt das alles ohne Religion, ohne echtes, wahres Christentum? Kann von dieser rein körperlichen Auffassung und Ausbildung des Menschen, wie sie offener oder versteckter Materialismus will, dem jungen und dem alten Manne in den schwierigsten Seelenkämpfen Friede, in der Nacht des Unglückes Licht, in den Schrecken der Sterbestunde Trost kommen? Fragen Sie unsern Kaiser, vielmehr Sie haben ihn schon gehört: „Was die germanischen Völker geworden sind“, so sagt der Kaiser, „das sind sie geworden unter dem Panier des Kreuzes auf Golgatha.“ Möge diese Erkenntnis Allgemeingut unseres lieben deutschen Vaterlandes werden, möge sich besonders die Jugend um das „Panier des Kreuzes von Golgatha“ scharen, sie ist da in guter Gesellschaft.

Es ist für den konfessionellen Frieden besonders im Deutschen Reiche ein ausserordentliches Beispiel gewesen, dass an demselben 31. Oktober 1898, dem Reformationsfest, wo der Kaiser der Einweihung der protestantischen Erlöserkirche beiwohnte, er nachmittags den Katholiken den Baugrund schenkte, auf der jetzt die Kirche fertig steht, die am 10. April eingeweiht werden soll. Der Platz, dormitio Beatae Mariae Virginis genannt, liegt südlich von Jerusalem. Er gehörte früher zu den heiligen Stätten der Christen. Schon im vierten Jahrhundert verlegte man hierher den Abendmahlssaal, das coenaculum, ferner den Ort der Ausgiessung des hl. Geistes, noch später auch den Sterbeort (dormitio) der Gottesmutter und das Grab Davids. So ist es nicht verwunderlich, dass die Kreuzfahrer an dieser Stätte um 1130 eine Zions- oder Marienkirche errichteten.³⁾ Als jedoch die Mohamedaner die Herren des Landes wurden,

²⁾ A. a. O. S. 250.

³⁾ Baedeker: Palästina und Syrien. Leipzig 1904, S. 64.

mussten die Franziskaner, die treuen Wächter dieses Heiligtums, weichen und den ganzen Platz mit allen Gebäuden den Moslim überlassen, die hier das Grab Davids bis heute noch verehren. Oft genug wollte die katholische Welt das verlorene Heiligtum zurückkaufen, aber alle Versuche scheiterten an der allzu hohen Kaufsumme. Die grösste Schwierigkeit jedoch war der Umstand, dass der Platz als Wakuf-Moscheeneigentum nach mohamedanischem Rechte unveräusserlich war. Jedoch auch diese Schwierigkeit überwand die Freundschaft des Kaisers mit dem Sultan. So konnte er das Grundstück gegen eine hohe Kaufsumme als persönliches Eigentum erwerben, um es, wie er in seiner Ansprache am Nachmittag des denkwürdigen 31. Oktober 1898 sagte, in „die Hand des Deutschen katholischen Palästina-Vereins“ zu legen, in der Hoffnung dass es „zu einem Segen für meine katholischen Untertanen, speziell auch für die Bestrebungen im Heiligen Lande werden möge.“ (Schneller, S. 142 ff.) Gleichzeitig telegraphierte der Kaiser an den Papst: „Es hat meinem Herzen wohlgetan, bei diesem Anlass zu bekunden, wie teuer mir die religiösen Interessen der Katholiken sind, welche die göttliche Vorsehung mir anvertraut hat.“ (Schn. S. 144). Dass es unserem Kaiser bei seinem hohen idealen Sinn mit diesem Friedenswerk ernst war, dass es auch jetzt noch sein innigster Herzenswunsch ist, dass Friede zwischen den beiden grossen Konfessionen eintrete, wer dürfte es bezweifeln?

Und doch, wie ist es heute, nachdem seither mehr als 11 Jahre ins Land gezogen sind? Ist der Unfriede beseitigt, ist der erwünschte Friede da? Da müssen wir denn mit tiefem Schmerze gestehen, und zwar heute, wo Protestanten und Katholiken gemeinsam den Geburtstag des gemeinsamen Landesvaters feiern, mit um so tieferem Schmerze, dass Friede noch nicht geschlossen ist, dass vielmehr die Gegensätze verschärft zu sein scheinen. Da erhebt sich bei jedem guten Patrioten und Christen — diese beiden Begriffe sind nicht voneinander zu trennen, gehören vielmehr auf das Engste zusammen — die bange Frage: Können wir etwas zur Beilegung dieses Streites oder wenigstens zur Herbeiführung eines befriedigenden Verhältnisses tun? Das sind Fragen, über die nachzudenken es sich wohl lohnt, ja „ein würdigeres Thema können wir für die Feier dieses Festtages nicht finden.“¹⁾

Es muss mir natürlich fern liegen, hier in dem engen Rahmen einer Schulfeier Dinge zu besprechen, die von der Rednertribüne des Reichstags besprochen werden können und müssen; auch will ich nicht die unfruchtbare Frage zu beantworten suchen: Wer hat angefangen? oder: Wer hat die grössere Schuld? Vielmehr sehe ich meine Aufgabe darin, nach Mitteln und Wegen zu suchen, wie ihr, m. l. Sch., die ihr später, wofern ihr euer Ziel erreicht, als Führer des Volkes einen gewissen Einfluss auf weitere Massen besitzen werdet, für eure Person und euren Wirkungskreis für den konfessionellen Frieden wirken könnt. Wenn ich da manches wiederhole, was ich auf den obersten Klassen schon im Schulunterricht gesagt habe, so halte ich das nicht für einen Schaden, vielmehr begrüsse ich es mit Freuden, bei dieser feierlichen Gelegenheit auch öffentlich unsere Grundsätze auszusprechen.

Zunächst und vor allen Dingen müssen wir uns vor dem verderblichen Begriff eines falschen konfessionellen Friedens hüten, den einige allzu harmlose Friedensapostel haben. Nach deren Meinung sollen Protestantismus und Katholizismus in ein Prokrustesbett gezwängt werden, sodass von dem einen das, was er mehr als der andere hat, einfach mit Messer und Säge abgeschnitten, und so alles gleichgemacht wird. So könnte man sich heute Protestant und morgen Katholik und übermorgen wieder Protestant nennen; man erstrebt einen Zustand, der vor einem Jahrhundert tatsächlich an

¹⁾ Harnack, Protestantismus und Katholizismus in Deutschland, Berlin 1907, S. 6.

einigen Orten bestand, wo der Geistliche der einen Konfession den Mitbruder der anderen in seinen Amtsfunctionen auch auf der Kanzel vertrat. Zu ihm soll der Weg der Kompromisse führen, auf dem heutzutage soviel von schwachen Charakteren gesündigt wird. Gewiss müssen wir im täglichen Leben oft Zugeständnisse an Personen und Verhältnisse machen; jedoch ein Kompromiss bezüglich des Wesens einer Konfession, d. h. bezüglich des Dogmensystems und der Verfassung, bedeutet nichts anderes als den Tod beider. Darin wird mir jeder Protestant und Katholik, der seiner Kirche treu ergeben ist und in ihr sein Glück findet, Recht geben. Wer es allen recht machen will, macht es niemand recht, auch sich selbst nicht; auf ihn passt der etwas kräftige Spruch, der sich auf der Wartburg findet: „Allerwelts Freund — Allerwelts Geck.“ Das sagt uns auch ein Mann, dessen Stimme einen weitreichenden und entscheidenden Klang hat, Professor Adolf Harnack in Berlin. Als Rector Magnificus der Berliner Universität hielt er am heutigen Tage 1907 die Festrede über dasselbe Thema und sagte da unter anderm: „Selbst wenn man durch Kompromisse hier etwas zu erreichen vermöchte, würde man im besten Falle statt zweier Konfessionen drei bekommen.“¹⁾ Auf demselben Standpunkt steht der Kardinal-Erzbischof Fischer von Köln, der in seinem soeben herausgekommenen Fastenhirtenbrief von solchen Kompromissmenschen spricht und dann schreibt: „Mit ihrer „Interkonfessionalität“ wollen sie dem religiösen Indifferentismus, das ist der Gleichgültigkeit in Bezug auf jede Religion, den Weg ebnen und dem deutschen Volke an Stelle eines positiv-gläubigen, lebenskräftigen Christentums den Absud einer sogenannten Vernunftreligion — wenn man solches noch Religion nennen kann — bieten, die keine Kraft und keinen Saft hat.“²⁾ Auf demselben Standpunkt stand schliesslich auch Se. Majestät der Kaiser, als er den Katholiken den Bauplatz zu einer Kirche auf der Dormition schenkte. Es war ja am Reformationsfest, wo er aus seiner eigenen konfessionellen Ueberzeugung kein Hehl machte, sodass der Augen- und Ohrenzeuge jener denkwürdigen Begebenheiten und Reden, der Pfarrer der protestantischen Gemeinde in Bethlehem, Ludwig Schneller, bei dieser Gelegenheit schrieb: „Wer unseren Kaiser kennt, der weiss, dass er protestantisch ist bis ins Mark.“³⁾ Ein verwaschenes Allerwelts-Christentum ist nun einmal nicht möglich, und tatsächlich muss jedes ernste religiöse Streben in ein klares, festes Bekenntnis auslaufen. Darum ist jener Friede der rechte, wo beide Konfessionen ihre eigene Ueberzeugung nicht preisgeben, aber die Ueberzeugung anderer achten, wo sie sich der gemeinsamen Grundlage mit den im Glauben getrennten Brüdern freuen, sich der Gegensätze voll bewusst bleiben, aber sie nicht zum Kampfe hervorkehren. Gegensätze an sich sind keine Störenfriede, sonst müssten sich auch gross und klein, arm und reich, hoch und niedrig ewig bekämpfen.

Doch damit sind wir schon zum ersten und wichtigsten Mittel zur Erhaltung des konfessionellen Friedens gekommen, das ist: Achtung vor jeder ehrlichen Ueberzeugung. Der Apostel Paulus sagt im Römerbrief kurz und klar: „Alles, was nicht aus Ueberzeugung geschieht, ist Sünde.“ (14, 23.) So ist es stets Grundsatz der katholischen Kirche, die sich die allein seligmachende nennt, gewesen, dass alle, wes Glaubens sie auch immer sind, selig werden können, wofern sie mit Ueberzeugung das sind, was sie sind und dieser ihrer ehrlichen Ueberzeugung gemäss leben und sterben. Damit ist gefordert, dass wir niemals einen Mitmenschen wegen seines Glaubens über die Achsel ansehen, dass wir ihn nie in seiner Ueberzeugung beunruhigen, sondern das mit der höchsten Achtung behandeln, was ihm das Heiligste ist, geheiligt als teures

¹⁾ Protestantismus und Katholizismus in Deutschland. S. 10.

²⁾ Germania 40/19. 2. Blatt, 25./1. 10.

³⁾ A. a. O., S. 250.

Vermächtnis seiner Eltern, geheiligt besonders durch so manche Tröstungen, die er darin gefunden hat. Hier besonders gilt das Wort Grillparzers:

Was dir als Höchstes gilt: die Ueberzeugung,
Acht' sie in andern auch, sie ist von Gott,
Und er wird selbst die Irrenden belehren.

Diese liebevolle Hochachtung vor religiös Andersdenkenden kann freilich nur solange bestehen, als sie hervorgeht aus wahrer Nächstenliebe, solange der Mensch frei bleibt von einseitigem Egoismus, von nörgelnder Tadelsucht und hochmütiger Kampfeslust und frei von Leidenschaftlichkeit. Deshalb sagte einst der erste Kanzler des Deutschen Reiches mit Recht: „Wir kommen in politischen Angelegenheiten so zarter Natur, wie es die konfessionellen sind, mit der Leidenschaftlichkeit nicht weit.“ Wer diese von Leidenschaftlichkeit freie Nächstenliebe besitzt, wird auch nicht so empfindlich sein, wenn einmal in der Aufregung, aber nicht aus bösem Willen, von der anderen Seite ein Wort fällt, das nicht auf der Goldwage gelegen hat. Es darf doch nicht so sein, dass man sich beleidigt fühlt, wenn der Name der eigenen Konfession von einem Angehörigen der anderen auch nur genannt wird, ja dass allein schon die Existenz einer Konfession die andere auf den Kampfplatz treibt. Ich brauche nicht weiter auszuführen, dass dort und dann, wo offenbar böser Wille Worte und Handlungen diktiert, eine energische Abwehr sich sehr wohl mit der Nächstenliebe vereinigen lässt. Wie hätte sonst Christus selbst sich eines Strickes zur Tempelreinigung bedienen können?

Ein weiteres Friedensmittel, das ich, I. Sch., besonders euch empfehlen will, ist ernstes Studium, und zwar zunächst der eigenen Religion. Denn, so eigenartig das auch im ersten Augenblick klingen mag, je tiefer und liebevoller jemand seine eigene Religion mit Verstand, Herz und Gemüt erfasst, desto mehr wird er den Frieden zu wahren suchen. Der Grund liegt einerseits darin, dass ein solcher des Segens wahrer Nächstenliebe, der von lebendiger Erfassung der Religion ausströmt, gewahr wird. Sodann wird er bei seinem Studium auf so manche Berührungspunkte aufmerksam und lernt deshalb die andere Konfession besser verstehen. Stets werden wir daher unter den Rufnern nach einem falschen Frieden, wie ich ihn vorher gekennzeichnet habe, solche finden, die schon längst in ihrem eigenen Glauben wanken und daher meinen, dann sei Friede in der Welt, wenn alles und alle mit ihnen wankten. Sehr sympathisch muss uns das berühren, was kürzlich der protestantische Oberpräsident von Westpreussen, Herr von Jagow, bei der Einweihung eines neuen katholischen Lehrerseminars zu Thorn sagte: „An Sie“, so sprach er zu den Zöglingen gewandt, „richte ich den Wunsch und die Mahnung, seien Sie stets eingedenk, dass schon in diesem Hause das wachsen und sich vollenden muss, was Sie später brauchen. Gottesliebe, Gottesfurcht sei für Sie hier und draussen Leitmotiv. Lernen Sie feststehen in Ihrem Bekenntnis, denn wer in seinem Bekenntnis nicht feststeht, wird nicht erreichen, was er will, da die Jugend an ihm kein Beispiel sieht. Pflegen Sie kameradschaftlichen Verkehr auch mit Kollegen anderen Bekenntnisses. Halten Sie sich stets vor Augen, was Sie eint und verbindet.“ (Germania, 23. 12. 1909). Beim Studium der anderen Konfession darf man nicht bei Betrachtung der rein äusseren Form stehen bleiben, um nur das Abweichende zu konstatieren, sondern man muss in die Tiefe und die Vergangenheit dringen, um die Entwicklung dieser und jener Richtung zu verstehen. „In jedem Verständnis“, sagt Harnack mit Recht, „liegt ein Moment des Friedens.“ (A. a. O., S. 28). Die schlimmsten Reibungsflächen zwischen den verschiedenen Konfessionen liegen nämlich in den Missverständnissen, die auf den Kampfplatz geworfen werden und so die Gemüter erhitzen. Sofern sie auf Unkenntnis beruhen, und das ist bei sehr

vielen der Fall, können sie eben nur durch ernstes Studium ausgeräumt werden. Freilich muss man dabei auch die Selbstüberwindung besitzen, sich belehren zu lassen und endgültig mit alten, vielleicht liebgewordenen oder eingerosteten Vorurteilen zu brechen. Was Schiller in seiner Abhandlung über die ästhetische Erziehung des Menschen sagt, möchte ich besonders hier anwenden: „Sapere aude. Erkühne dich, weise zu sein. Energie des Mutes gehört dazu, die Hindernisse zu bekämpfen, welche sowohl die Trägheiten der Natur, als die Feigheit des Herzens der Belehrung entgegensetzen.“ Endlich muss es einem andern religiösen Bekenntnis gegenüber mehr als irgend wo anders euer unverbrüchlicher Grundsatz sein: Ich will über nichts reden, vor allen Dingen nichts tadeln, wenn ich nichts davon verstehe. Wenn in dieser Richtung auf allen Schulen, besonders im Religionsunterricht, energisch gearbeitet würde, dann dürften Klagen, wie sie Professor Harnack auf der letzten Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Basel am 25. September 1907 ausgesprochen hat, bald und für immer verschwinden, dann dürfte damit eine sichere Garantie für den konfessionellen Frieden gegeben sein. „Was ich oft“, so sagt der erfahrene Gelehrte, „von jungen Studenten über den Katholizismus zu hören bekomme, übersteigt alle Grenzen. Das Tollste, Empörendste, Beleidigendste wird da als Naturzug dieser Kirche hingestellt, während für das wirklich Bedeutende und für das Zusammenleben innerhalb eines Staates Ausschlaggebende der Sinn verschlossen ist.“¹⁾ Ebenso ist es natürlich zu verurteilen, wenn katholische Studenten eine ähnliche Unwissenheit bezüglich des Protestantismus bekunden. Für die Wohlfahrt eines Landes bedeutet es stets eine grosse Gefahr, wenn religiöser oder konfessioneller Hader geschürt wird. Das ist für Deutschland von ganz besonderer Bedeutung, da seine Bevölkerung zu 63 0/0 aus Protestanten und zu 36 0/0 aus Katholiken besteht. Wer da aus Unverstand oder Leidenschaftlichkeit Verdächtigungen und Verleumdungen austreut, wer die beiden grossen Konfessionen in den Kampf mit einander hetzt, der versündigt sich an seinem Vaterlande und nicht zuletzt an der Religion.

Verehrte Festgenossen! Es gilt dem Frieden unseres Volkes, es gilt dem Frieden unseres Vaterlandes. Wir können in dieser Hinsicht niemals, besonders aber heute an diesem festlichen Tage nicht, einen andern Wunsch, ein anderes Gebet haben, als jenes, das Viktor von Scheffel in die kräftigen Worte gekleidet hat:

Stosst an! Ein Hoch dem Deutschen Reich!
An Kühnheit reich, dem Adler gleich
Mög's täglich neu sich stärken.
Doch Gott behüt's vor Klassenhass
Und Rassenhass und Massenhass
Und derlei Teufelswerken.

Ein Teufelswerk ist ohne Zweifel der konfessionelle Zwist, wie er zu gewissen Zeiten und an gewissen Orten die Ruhe und Einigkeit stört. Wenn er auch wie so manches Uebel in der Welt wohl niemals ganz beseitigt werden wird, so muss doch jeder sich bemühen, versöhnend und bis zu einem gewissen Grade auch heilend zu wirken. Wenn wir das nach Kräften tun, dann dienen wir Kaiser und Reich in der edelsten Form, dann sind wir patriotisch im besten Sinne des Wortes, weil in der besten Tat. Denn der Patriotismus besteht nicht in blossen Worten, mögen sie auch noch so laut, schön und begeistert klingen, sondern in treuem Arbeiten und selbstlosem Wirken für die Wohlfahrt, die Ruhe und Einigkeit im Vaterlande. Möge von dem bevorstehenden Doppelfeste in Jerusalem, wo sich die Protestanten und Katholiken Deutschlands auf Golgatha in

¹⁾ Germania, 19. 7. 08.

Einigkeit und Freude zusammenfinden werden, neue Anregung für den konfessionellen Frieden in unser Vaterland fliessen; mögen wir bei gutem Willen auf beiden Seiten dem so heiss erstrebten Ziele immer näher kommen, damit die Worte sich bewahrheiten, die in lapidarer Schrift auf dem Granitsockel des mächtigen Denkmals am Deutschen Eck bei Koblenz eingemeisselt sind:

Nimmer wird das Reich zerstöret,
Wenn ihr einig seid und treu!

